

Ulrich Schmidt

Gedanken zum neuen Jahr

(Ansprache beim Neujahrsempfang der Stadt Emmendingen am 11.1.2014 in der Steinhalle Emmendingen)

Sehr geehrter Herr Oberbürgermeister Schlatterer, vielen Dank für die Einladung hier und heute zu sprechen, sehr geehrte Ehrengäste, sehr geehrte Damen und Herren des Stadtrates, sehr geehrte Bürgerinnen und Bürger,

*E Johr -
was isch scho 'ne Johr?
Wie 'ne Huch in de witte Natur -
wie 'ne Sekunde uf de Welte-Uhr!
Un doch isch es Joh
365 Mol Dag un 365 Mol Nacht!
Numme e Johr?
Lueg z'ruck un bsinn di:
Was hesch drus gmacht?
Un was machsch jetz?¹*

ein Jahr ist vergangen, ein neues steht vor uns. Man blickt zurück und nach vorne. Was wohl kommen wird? Uns stehen bedeutende Gedenktage ins Haus: der Ausbruch der Weltkriege oder der Fall der Berliner Mauer. Und sonst? Manches ahnt man, anderes wird sich erst zeigen. An dieser Schwelle fassen viele Menschen gute Vorsätze. Andere haben das längst aufgegeben.

Ich weiß, was ich will, was ich hoffe und wovon ich träume! Um das zu beschreiben braucht es lediglich das Wort „Miteinander“. – Das klingt fast selbstverständlich, ist es aber kaum.

Gewiss, Emmendingen tut hier vieles: das im vergangenen Jahr eröffnete Familienzentrum oder das Bürgerforum sind nur zwei Stichworte. Doch landauf landab bleiben große Herausforderungen.

Für mich gehört zum „Miteinander“: andere ernst nehmen, ihnen wirklich zuhören, zu verstehen suchen, sich einbringen, füreinander da sein, einander fördern. Ist das wirklich

schon selbstverständlich? Was ist mit dem dringend nötigen „Schulfrieden“? Mit Inklusion? Mit Migration und Integration?

Als Kirchenmensch will ich das, was ich meine, anhand biblischer Tradition verdeutlichen.

Vor Jahrzehnten hatte man die Bevölkerung Jerusalems nach Babylon verschleppt. Eine Gewaltige Deportation. Alles war verloren, der Alltag war Fronarbeit, Trauer, Wut, Verzweiflung. Da kam ein Brief an, geschrieben vom Propheten Jeremia. Darin schrieb er:

„Suchet der Stadt Bestes und betet für sie zum Herrn, denn wenn's ihr wohlergeht, so geht's auch euch wohl“ (Jeremia 29,7)

Klare Worte: „Dem Miteinander dienen, dient mir selbst!“ Man stockt kurz. In vergangenen Epochen der Geschichte stand das Volk, die Nation über dem Einzelnen; Gehorsam war die oberste Devise – mit fatalen Folgen. Daran erinnern die Jubiläen im kommenden Jahr.

Jeremia meint aber den freiwilligen Entschluss, dem Miteinander zu dienen. Martin Luther hat es später so formuliert: „Der Christ ist frei und niemandem untertan. Freiwillig aber macht er sich untertan und dient dem anderen!“ Was für ein Traum! Mit den Worten „I have a dream ...“ hat später seine Namensvetters, Martin Luther King, das auf seine Weise ausgeführt.

„Dem Miteinander dienen, dient mir selbst!“ Genau davon lebt unser Gemeinwesen: dass Menschen sich einbringen, mit dem was sie sind. Der ehemalige Verfassungsrichter *Ernst-Wolfgang Böckenförde* formulierte es so: „Der freiheitliche, säkularisierte Staat lebt von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann.“ Der Staat kann keine Werte, kein Miteinander, kein Füreinander-da-sein schaffen oder verordnen – und doch lebt er, bzw. das Gemeinwesen, genau davon!

¹ Paul Nunnemacher, Gälle si ..., 54.

Wir, die Bürger, die Vereine, die Kirchen u.a. bringen ein, was ein Gemeinwesen schließlich ist. Darum setzt die öffentliche Hand auf alle, die sich einbringen, gibt Verantwortung ab. Beispiel: Kindergärten. Sie heißen AWO-, Waldorf-, evangelischer oder katholischer Kindergarten. Doch finanziell trägt die öffentliche Hand bei allen die Hauptlast. Den freien Trägern werden große Summen anvertraut in der Erwartung, dass sie ihre Werte, Maßstäbe und Denkformen einbringen in die Gesellschaft. Denn davon lebt – wie *E.-W. Böckenförde* das formuliert hat – das Gemeinwesen. → Für dieses, uns entgegengebrachte Vertrauen, möchte ich als Kirchenmensch, an dieser Stelle einfach einmal Dankeschön sagen.

Im Sinne des Jeremiawortes „Suchet der Stadt Bestes!“ bringen wir ein, was wir können und was uns möglich ist. Das kann nicht im Bereich der Finanzen sein, denn im Vergleich zu den Millionen-Haushalten der Kommunen sind die Etats der Kirchengemeinde nur Zwerge. Reich sind wir aber an anderem – und das bringen wir ein: in Kindergärten, im RU, bei den Festen des Lebens oder bei traurigen Ereignissen. Reich sind wir – zum Beispiel an Geschichten.

Was sind schon Geschichten, wo doch Fachwissen, harte Fakten, Beweise und Kompetenzen unser Leben bestimmen?

Ist das so? – Wir lieben und brauchen Geschichten; wir lesen sie in Romanen, sehen sie auf der Leinwand oder im Fernsehen. Und Geschichten werden Ihnen überall erzählt. Das Märchen der Schönheit erzählt Ihnen jede zweite Werbeseite einer Illustrierten. Die Geschichte des sich vermehrenden Reichtums hören Sie von der *Wallstreet* herüberklingeln. Über die ästhetische Abgrenzung fabulieren die *Modelabels*. Und *Collin Powell* führte uns 2003 mit seinem Irak-Atomwaffen-Märchen vor, wie Politiker bisweilen zu trickreichen Erzählern werden.

Überall kursieren sie, diese Geschichten – und sie sacken tiefer in uns ein, als uns bewusst ist. Sie bestimmen unsere Werte, unser Denken unsere Ziel, nach denen wir streben. – Das Ju-

dentum und das Christentum wissen das längst, und sie halten andere Geschichten dagegen, viel ältere, solche, die sich im Lauf der Jahrhunderte als zuverlässig erwiesen haben.

Zum Beispiel Mose. Sie erinnern sich: das Schilfkörbchen, die Sklaverei, die Qual der Hebräer, die Auseinandersetzung mit dem Pharaon und schließlich, endlich die Freiheit!

Seine Geschichte ist nicht nur etwas für die KiTa oder den RU in der Grundschule. Diese Erzählung hat den jüdischen Glauben begründet. Diese Erzählung hat im Lauf der letzten 2000 Jahre vielen unterdrückten Menschen Hoffnung und Widerstandskraft gegeben: den Christen im alten Rom, den schwarzen Sklaven in Amerika (Sie erinnern sich: *When Isreal was in Egyptpsland ...*), den Rastafari in Jamaika oder den Montagsdemonstranten in der ehemaligen DDR, die von der Nikolaikirche aus loszogen.

Es ist eine Geschichte, ja. Aber es ist beeindruckend, was sie in Menschen bewegt, wie sie ihre Denkweisen verändert, so tief, dass sie die Verzweiflung abschütteln, aufstehen und handeln!

Eine andere Geschichte erzählt Weihnachten. Das Größte, was Menschen denken können, das sich sogar unserem Fassungsvermögen entzieht, das, was wir Gott nennen, macht sich klein, wird ein verwundbares Kind am „Ende der Welt“, im Mist eines Stalles. Das Große macht sich klein! Das „Große“ gibt sich auf, um bei den „Kleinen“ zu sein.

Wo gibt es denn so etwas? Unsere Welt läuft exakt entgegengesetzt. Mehr, größer, einflussreicher, Karriere, Erfolg, Wahlsieg – das sind die Stichworte, die uns antreiben. Und dabei geht bekanntlich „die Schere“ in unserem Land immer weiter auseinander. Wo sind die Großen, die sich klein machen? Wo sind die Menschen, die aufgeben, verzichten, loslassen, um denen nahe zu sein, die es nicht so weit gebracht haben?

Weihnachten ist nicht nur eine nette Story über ein Kind in der Krippe, sondern eine gewaltige Anti-Geschichte, die das Große und Kleine nivelliert. Und Mose ist eine mächtige Geschich-

te, die Menschen den Mut macht, sich nicht mit dem abzufinden, was ist. – Beide Gedanken sind längst nicht selbstverständlich. Und beide Gedanken braucht unser Gemeinwesen dringend.

Das sind Dinge aus unserem, dem kirchlichen Schatz, und diese können und wollen wir einbringen. Ich bin mir gewiss, dass wir sie brauchen. Oder kennen Sie andere, vergleichbare Geschichten, die dieselbe Tragweite und Kraft haben?

„Suchet der Stadt Bestes“, das wollen wir und das tun wir, mit dem Besten, was uns zur Verfügung steht!

Zu Beginn sagte ich, ich weiß, was ich will und wovon ich träume: vom „Miteinander“. Ich habe schon an vielen Orten dieser Welt gelebt, und ich finde, dass Emmendingen eine schöne Stadt ist. Sie, die Stadt, und die Gemeinschaft darin ist es wert, dass wir eine Emmendinger Geschichte erzählen, nicht eine historische, sondern eine der Verbundenheit, wie Herbert Grönemeyer sein Bochum besingt. Eine Geschichte, die vom guten Miteinander in einer schönen Stadt erzählt. Und indem wir sie erzählen, ermuntert sie dazu, genau das zu tun, wovon wir erzählen. Und je mehr Menschen daran mit erzählen, desto kräftiger und schöne und realer kann sie werden.

Ich meine: Das wär's! Worauf warten wir?

*Fang aa!
Gang dra
un fürch di nit,
wil Gott allbott
e Hilf dir git.
Schaff's guet!*

*Kai Wuet
macht gschickti Händ,
Doch Rueh
Hilft zue
me guete'n End.²*

2 Hubert Baum, Huus am Bugg, 12.